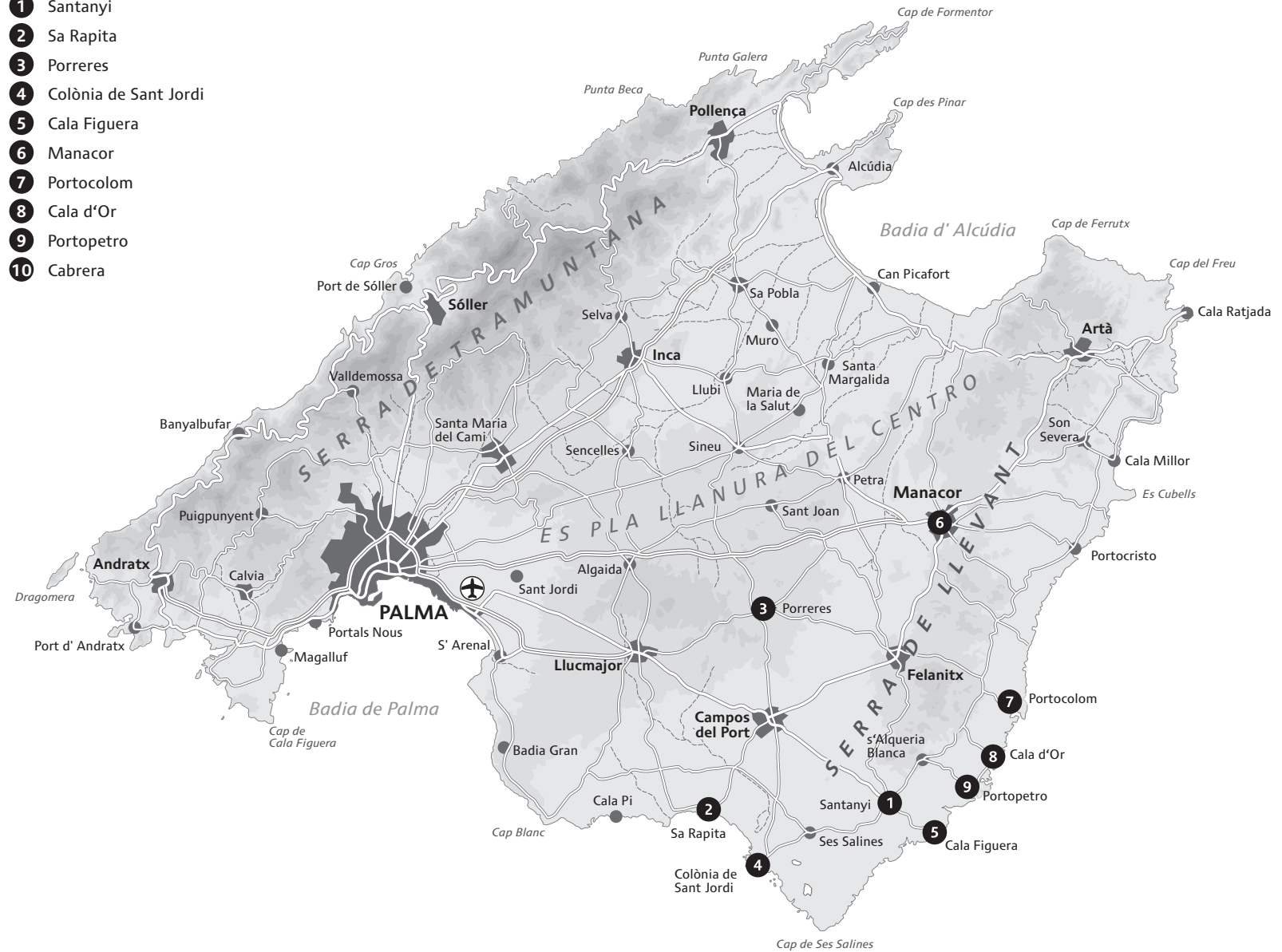


- 1 Santanyi
- 2 Sa Rapita
- 3 Porreres
- 4 Colònia de Sant Jordi
- 5 Cala Figuera
- 6 Manacor
- 7 Portocolom
- 8 Cala d'Or
- 9 Portopetro
- 10 Cabrera



0 5 10 20 km
Kartographie: U. Beha



Andreas Schnabel, geboren 1953 in Hamburg, ist ausgebildeter Rettungsassistent, arbeitete als Hauptbrandmeister, Taxifahrer, Rundfunkreporter, RTL-Sportredakteur, TV-Producer, Filmproduzent, Event- und TV-Regisseur und Theaterautor. Er lebt als Autor in Pulheim bei Köln.

ANDREAS SCHNABEL

Tod unter Pinien

MALLORCA KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für meine Schwägerin Heidrun, die ihre Freude am Dasein auch dort nicht verlieren möge, wo immer sie sich jetzt aufhält ...

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/misterQM
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Marit Obsen
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-95451-827-2
Mallorca Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

EINS

Es war Mittwoch, Markttag in Santanyí, morgens um kurz nach neun. In der Bar »Sa Plaça« war noch recht wenig los, und die Gräfin und der Residente fanden problemlos einen Tisch im Freien.

In Rosa von Zastrows Miene waren dunkle Wolken aufgezogen. Sie war regelrecht aufgebracht. »Sie können einen Farbigen nicht mit seiner Hautfarbe auf die Schippe nehmen«, schimpfte sie.

»Wenn jemand schwarz ist wie die Nacht und mir mit den Worten ›Was geht ab, Alter?‹ eine stinkende Ziegenledertasche zu verkaufen versucht, sollte er sich über die Antwort ›Edding jedenfalls nicht‹ nicht wundern«, entgegnete Michael Berger ungerührt.

Das ließ sie nicht gelten. »Man sagt ja auch nicht: ›Bitte bleib sitzen«, wenn einem ein Mann im Rollstuhl begegnet. Obwohl dem Herrn Prinzgemahl in spe dazu sicher auch ein Spruch einfallen würde.«

»Aber sicher. Wenn er mich fragt, wie es geht, antworte ich: ›Danke, man rollt so vor sich hin.«

Sie verdrehte die Augen. »Warum nur warnt mich niemand vor der Ehe mit so einem Menschen?«

»Weil man Ihnen ein Alter in Langeweile einfach nicht antun möchte.« Er grinste sie an. »Außerdem haben Prinzgemahle Narrenfreiheit. Das sehen Durchlaucht ja an meinem Kollegen Prinz Philip. Der Tupples von der dänischen Königin soll übrigens auch ziemlich einen an der Klatsche haben, ich bin also in guter Gesellschaft.«

»Dürfte ich den Herrn daran erinnern, dass er noch kein Prinzgemahl ist?«

Er beugte sich zu ihr und küsste sie zärtlich. »Bis ich einer werde, muss ich üben. Nur dann werde ich für den Gatten der Queen eine ernste Konkurrenz.«

Sie lächelte. »Ich weiß schon den ersten Satz für unseren Biografen: ›Es war eine Ehe voller Liebe, bedingungsloser Hingabe und endloser Fettnäpfchen.«

Er lächelte, sah dabei aber knapp an ihr vorbei. Im Rücken der Gräfin nahmen soeben zwei junge Frauen Platz, bei denen man nur schwer beurteilen konnte, welche von ihnen das verquollene Gesicht hatte. Nachdem sie sich gesetzt hatten, stellten sie eine Kleenex-Box zwischen sich auf den Tisch, zupften jeweils ein Tuch heraus, schnäuzten sich und tupften die frisch gelaufenen Tränen ab.

Rosa registrierte seine Blicke. »Würde der Herr sich bitte etwas mehr um seine Braut kümmern?«

»Das würde der Herr bestimmt machen, wenn sich hinter der Braut nicht gewaltige menschliche Dramen abspielen würden.«

Sie sah sich um. »Da scheint ein Galan zwei Opfer seiner Gier im Tal der Tränen zurückgelassen zu haben.«

Der Residente lächelte überlegen. »Dann war er ein Anfänger. In Paragraf 1 des Casanova-Handbuches heißt es unmissverständlich: ›Gehe niemals mit zwei Damen, die sich kennen, gleichzeitig ins Bett. Sonst hast du irgendwann eine diabolische Allianz gegen dich.«

»Und was steht in diesem Handbuch über Gräfinnen?«

»Finde die eine, die dich liebt, und du erlebst das Paradies auf Erden.«

»Interessant. Es steht übrigens auch etwas für Casanovas Damen drin.«

»Und was?«

»Nimm ihn, wie er ist, sonst wird er, wie du ihn nicht haben willst.«

Er lehnte sich genießerisch lächelnd in seinem Sessel zurück. »Ein herrliches Buch, finden Sie nicht auch?«

Die beiden Damen im Hintergrund schluchzten laut und herzerreißend auf.

»Ja, ist es denn möglich?« Berger hob mahrend die Hände gen Himmel. »Bei dem Radau wird ja sogar Wolfsmilch sauer.« Verschwörerisch raunte er Rosa zu: »Gehen Sie doch mal rüber

zu denen, fragen Sie, wer es war, und ich werde ihn heute Nachmittag erschießen. Okay?«

Sie schmunzelte und erhob sich von ihrem Platz. »Aber nur, wenn die beiden die Munition bezahlen. Wir sind mit unserer Detektei nämlich schwer im Minus, mein Schatz. Ihre artgerechte Haltung, liebster Herr Berger, ist einfach zu teuer.«

»Aber ich bin immerhin stubenrein!«, rief er ihr hinterher.

Er beobachtete seine Gräfin dabei, wie sie an die beiden Damen herantrat und sich einen Stuhl von ihrem Tisch wegzog, um sich neben sie zu setzen. Es war noch gar nicht lange her, dass er sie hier in dieser Bar zum ersten Mal gesehen und sich in sie verliebt hatte. Und wie! Trotz des furchtbaren Flammentods seiner Familie, nach dem er glaubte, nie wieder so empfinden zu können. Auch für Rosa war es die zweite Ehe. Graf Ernst war kurz vor ihrer Ankunft auf Mallorca von der russischen Grundstücksmafia hier auf der Insel ermordet worden, und dass sie noch lebte und ebenfalls wieder liebte, war ihm zu verdanken. Er war ihr Ritter. Nur leider war das stolze Ross, das in so eine Heldengeschichte gehörte, ein Schwein. Zugegeben, dem Vierbeiner gebührte ein nicht unwesentlicher Anteil an den Lorbeeren zur Rettung der Gräfin, dafür war er aber auch geadelt worden und lebte nun als gräfliches Hausschwein.

Unter dem Tisch erklang ein Gurren.

»Natürlich, Filou, du warst der Retter und ich nur der Gehilfe«, beeilte sich Berger zu sagen und schüttelte den Kopf. Wie dieses Schwein das, was er sagte, und vor allem das, was er dachte, verstand, war ein Geheimnis, das es wohl mit an den Spieß nehmen würde.

Sogleich erklang unter dem Tisch ein Protestquieken.

»Klar doch, Filou. Ich meine ja auch Grab, nicht Spieß.«

Gräfin Rosa gab ihm ein Zeichen, dass er am Tisch der Damen willkommen sei. Mit Filou an der Leine in der einen und seinem Cortado in der anderen Hand setzte er sich zu ihnen.

»Meine Damen«, stellte die Gräfin sie einander vor, »das ist mein Verlobter, Michael Berger, und das sind Barbara Meini-

gen«, die Blonde der beiden Damen nickte ihm zu, »und Sylvia Gentrich.« Zur Bestätigung posaunte die Rothaarige in ein frisches Kleenex.

Frau Meinigen sah ans Ende der Leine, die der Residente in der Hand hielt, und erstarrte. »Täuschen mich meine Sinne, oder führen Sie ein Schwein an der Leine?«

»Schwein?« Berger zog irritiert die Augenbrauen in die Höhe. »Nein, nein, keineswegs. Das ist ein verwunschener Frosch, Gnädigste. Nur konnte Frau Gräfin«, er zeigte auf Rosa, »einfach nicht widerstehen, das arme Tier zu küssen.«

»Sie küssen Frösche?«, kam es angewidert von der Rothaarigen.

»Nein«, widersprach jemand hinter ihnen. Dort stand Anatol, der Lebensgefährte von Rosas Tante, der Großherzogin. Er liebte es, andere Menschen zu berichtigen. »Filou ist ein waschechtes Schwein, doch er erahnte die Liebe der Gräfin zu Fröschen. Die Geschichte hat er sich einfach ausgedacht, um öfter geküsst zu werden.«

»Anatol«, rief die Gräfin entzückt, erhob sich aus ihrem Sessel und umarmte den alten Mann stürmisch.

»... und natürlich auch, um selbst zu küssen«, raunte Berger den beiden Damen zu, um die Liste von Filous Vorlieben zu vervollständigen. »Das Tier ist ein sensationell guter Küsser.«

Gräfin Rosa schaute sich um. »Und wo ist mein Tantchen?«

»Hier«, ertönte es ein paar Meter weiter entfernt. Aufgrund ihres etwas üppigeren Hinterteils und des Stockes, an dem sie ging, hatte die alte Dame leichte Schwierigkeiten, sich zügig zwischen den engen Stuhlreihen zu bewegen.

Rosa ließ von Anatol ab, um ihre Tante innig zu umarmen. Berger ließ die Leine los, und Filou hopste grunzend und quiekend um die beiden herum. Unterdessen stellte Berger zwei Stühle für die Neuankömmlinge bereit, und nachdem sich alle wieder gesetzt hatten, tippte sich Tante Auguste mit einem Finger auf die Wange.

»Nun mein, Sohn, bekomme ich von dir gar keinen Kuss?«
Filou hatte die Vorderbeine auf den Schoß der alten Dame

gestellt und drückte ihr seinen Rüssel aufgeregt grunzend immer und immer wieder auf die andere Wange.

Nachdem Berger den näher sitzenden Anatol kurz umarmt hatte, küsste er sie in angemessener Weise.

»Hallo, Tantchen. Schön, dass du da bist.« An die beiden irritiert dreinschauenden Damen gewandt, erklärte er: »Nun sehen Sie, was ich meine. Ich bin zwar auch ein guter Küsser, aber mir fehlt irgendwie das Animalische.«

Frau Meinigen guckte verunsichert. »Und Sie sind sicher, Frau Gräfin, dass der uns wirklich weiterhelfen kann?«

Rosas fröhliches Lachen ließ ihre Zweifel verfliegen.

»Glauben Sie mir, auch wenn man sich an ihn gewöhnen muss: Er kann!« Ihre Stimme bekam etwas Feierliches. »Darf ich Sie meinen lieben Verwandten vorstellen?« Sie zeigte auf ihre Tante. »Großherzogin Auguste von Schleswig-Holstein Gottorf. Und das ist«, sie zeigte auf den gütigen alten Herrn, »ihr Butler und Lebensgefährte Anatol.« Rosa deutete auf die beiden Damen. »Das sind Frau Meinigen und Frau Gentrich, die wir gerade eben erst kennengelernt haben.«

»Lebensgefährte und Butler?«, fragte Frau Gentrich irritiert.

»Ja«, bestätigte Tante Auguste. »So verhindern wir Fürstenthäuser den Inzest.« Sie stützte ihre beiden Hände auf den Silberknauf ihres Stockes. »Wenn ich mir Ihre roten Augen und dazu die Box mit den Tüchern betrachte, haben wir Sie wohl gerade bei einer Art Vergangenheitsbewältigung gestört?«

»Eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die dadurch leider nicht bewältigt wird«, erklärte Rosa. »Die beiden Damen haben sich auch erst kürzlich kennengelernt. Ihre Väter, beide gut situierte Besitzer einer Finca, sind unter recht seltsamen Umständen verstorben. Die Mutter von Frau Gentrich kam damit wohl nicht klar und hat in der Folge äußerst überraschend Selbstmord begangen.«

»Also, wenn Sie mich fragen«, sprudelte es aus Frau Gentrich heraus, »dann hätte ich bis vor Kurzem noch meine Hand dafür ins Feuer gehalten, dass meine Mutter niemals Selbstmord

begehen würde. Aber nun ...« Sie beendete den Satz mit einem Achselzucken.

»... nun beweinen Sie Ihre Brandblasen«, kam es trocken von der Gräfin.

»Was soll ich denn machen?« Frau Gentrich griff erneut zur Kleenex-Box und schnaubte laut in ein Tuch. »Die Beweislast ist erdrückend. Es existiert ein Abschiedsbrief in ihrer Handschrift, und alles an der Leiche meiner Mama spricht dafür.«

Berger zog die Stirn kraus. »Aber Ihre Mama, Frau Meinigen, ist über den Tod ihres Mannes hinweggekommen?«

Die Blonde schüttelte den Kopf. »Mein Vater war schon seit über zwanzig Jahren Witwer. Zum zweiten Mal. Seine zweite Frau war meine Stiefmutter.«

»Aha.«

»Sie beide haben darüber hinaus keinerlei verwandtschaftliche Bande, wie Sie mir sagten«, resümierte die Gräfin, »bis auf die Tatsache, dass Sie sich die Taschentücher teilen. Was hat Sie also zusammengeführt?«

»Ich wartete gerade vor dem Büro der Policía Nacional in Santanyí, als sie von einem Streifenwagen gebracht wurde«, berichtete die Rothaarige und zeigte auf Frau Meinigen. »Ich hatte dort einen Termin bei Comisaria Lucas. Sie bearbeitet den Tod meiner Eltern.«

»Ich hingegen wurde nicht gebracht, ich wurde in Handschellen vorgeführt«, korrigierte Frau Meinigen. »Man hatte mich verhaftet.«

»Weswegen?« Berger wurde hellhörig.

»Wegen gar nichts, ob Sie's glauben oder nicht.«

»Glaube ich nicht«, konstatierte Berger. »Ich kenne die Guardistas genau. Die verhaften niemanden aus Spaß. Irgendwas müssen Sie angestellt haben.«

»Ich habe nichts weiter getan, als die Krankenakte meines Vaters von seinem Hausarzt zu fordern.«

Berger nickte. »Sie haben also im Empfangsbereich alles zusammengebrüllt, was einen Kittel trug.«

Frau Meinigen fühlte sich ertappt. »Was sollte ich denn

machen, Herr Berger? Der Arzt hat mich gar nicht erst empfangen, und diese Schnepfe am Tresen sagte nur, dass ich ihr den Erbschein vorlegen müsse, den ich als Tochter vom Amtsgericht ja wohl problemlos bekommen würde.«

»Sie bekommen ihn aber nicht?«

»Doch, beim deutschen Amtsgericht, aber das dauert Wochen.«

»Und warum hat die Guardia Civil Sie wieder laufen lassen?«

»Man hat mir für die Arztpraxis ein Hausverbot erteilt und es bei einer Verwarnung belassen, nachdem man meine Personalien überprüft hatte.«

»Als wir schließlich beide flennend auf der Straße standen«, erzählte Frau Gentrich weiter, »kamen wir miteinander ins Gespräch. Und da stellten wir fest, dass unser beider Väter eines nicht natürlichen Todes gestorben sind, doch beide Lebensversicherungen weigern sich, zu zahlen, und die Polizei will einfach nichts dagegen unternehmen. Da haben wir sozusagen einen Betroffenenverein aufgemacht.«

Nun mischte sich die Großherzogin ein. »Sie wollen doch wohl nicht behaupten, dass Sie von Carmen Lucas nicht korrekt behandelt wurden? Sie ist quasi meine zukünftige Enkelin.«

»Nein, sie war sehr freundlich und bemüht. Sie sagte aber, dass sie uns nicht weiterhelfen könne.«

»Und das mit Sicherheit nicht grundlos«, warf Berger ein. »Wie sind Ihre Väter denn ums Leben gekommen?«

»Meiner«, hob Frau Gentrich an, »starb durch einen Spinnenbiss. Die Versicherung behauptet, er sei selbst schuld und habe die Tiere falsch gehalten, aber das kann ich nicht glauben. Die Polizei will jedoch nicht aktiv werden. Es sei nämlich, so sagte Frau Lucas, nicht nur eine gewisse Sorgfalt, sondern auch eine besondere Erlaubnis vonnöten, um Trichternetzspinnen in einem speziell gesicherten Terrarium zu halten. Und wenn mein Vater keine gehabt haben sollte, kann die Versicherung nicht nur die Auszahlung der Prämie verweigern, es bliebe ihr nichts weiter übrig, als ihm posthum eine Ordnungswidrigkeitsstrafe aufzuerlegen.«

»Was vollkommen logisch ist«, bestätigte Berger. »Es darf im Interesse der Allgemeinheit nicht jeder so ein hochgiftiges Viehzeug halten. Sollte Ihr Vater es dennoch getan haben, so wäre das ein grob fahrlässiges Verhalten seinerseits gewesen. Ganz klar, dass sich seine Lebensversicherung in diesem Fall bei der Auszahlung querstellt.«

»Das sähe ich auch alles ein, wenn es denn so gewesen wäre.« Ihr kamen wieder Tränen.

»Wieso wäre?«

»Papa hatte Angst vor Spinnen. Er litt unter Arachnophobie.«

»Und das ist verbrieft?«

»Ja, ich kann Ihnen die Telefonnummer seines Therapeuten geben.«

Berger nickte und wandte sich an Frau Meinigen. »Und Ihr Vater?«

»Er starb offiziell an Diabetes. Seine Versicherung will nicht zahlen, weil er ihr seine Krankheit nicht gemeldet hatte.«

»Und warum hat er das nicht getan?«

»Weil er niemals zuckerkrank war.«

Berger nickte. »Jetzt wird mir klar, warum Sie hier sind. Ich schlage vor, wir bitten Carmen mal um Akteneinsicht und sehen, was an der Sache dran ist.«

Carsten und Ramona Heinrich waren zum ersten Mal auf Mallorca. Ihre Heimatstadt Berlin schien in diesem Sommer in einem Dauertief zu liegen, und sie hatten schon befürchtet, dass ihre Kinder in den Sommerferien gar keine Sonne mehr sehen würden. Nachdem die beiden völlig durchweicht aus einem Pfadfinderzeltlager in der Lüneburger Heide zurückgekommen waren, hatte schnell ein sonniges Plätzchen gefunden werden müssen. Da sie von Freunden schon viel Gutes über diese wunderschöne Insel gehört hatten, logierten sie nun zwischen Llombards und Colonia St. Jordi in einer kleinen Finca mit Pool und genossen das warme und trockene Wetter. Dabei

hatten sie ein Riesenglück gehabt, denn normalerweise gab es auf Mallorca bei Fincas keinen Last-minute-Markt. Sie waren kurzfristig für einen Arbeitskollegen von Carsten Heinrich eingesprungen, der das Haus verbindlich gemietet hatte, den Aufenthalt aber wegen eines Todesfalls in der Familie absagen musste.

Frisch eingetroffen machte sich die ganze Familie auf den Weg zum Bäcker. Dabei wurde sie Zeuge, wie ein sich verzweifelt am Ende einer langen Stange windender Hund von zwei Bediensteten der Stadt von ihrem Nachbargrundstück gezerrt wurde. Die Männer hatten ihn mit einer Schlinge eingefangen, die sich so eng um den Hals des Tieres schloss, dass sein Röcheln schon von Weitem zu hören gewesen war.

»Sind Sie wahnsinnig?«, rief Carsten Heinrich und ging dazwischen. »Sie würgen das Tier ja zu Tode.« Beherzt griff er zu und wollte den Hund aus seiner misslichen Lage befreien.

Das, was der Hundefänger schrie, konnte Heinrich nicht verstehen, denn wer wusste schon, was »Tollwut« auf Mallorquin hieß, doch als der Mann ihn daran hindern wollte, den Hund anzufassen, wurde er selbst von dem nach alles und jedem schnappenden Tier gebissen. Wütend schrie er auf, rannte zu seinem Fahrzeug, griff sich eine Eisenstange, stürzte mit wutverzerrtem Gesicht zurück und prügelte wie von Sinnen auf das wehrlose, vor Schmerz und Panik jaulende Tier ein.

Ein mächtiger, letzter furchtbarer Hieb, der den Schädel zertrümmerte, tötete den Hund.

Alles, was Heinrich hieß, sah fassungslos auf den Kadaver, selbst der Hundefänger begriff jetzt, was geschehen war.

Ramona Heinrich hatte während des gesamten Geschehens versucht, ihren weinenden Kindern mit den Händen die Augen zu verschließen, doch die konnten sich, geschockt und fasziniert zugleich, ihrem Griff entziehen. Carsten Heinrich hingegen war nahezu paralysiert. Er starrte mit weit aufgerissenen Augen im Wechsel immer wieder auf die Hundeleiche und auf die Männer. Das unendliche Grauen, das sich im Gesicht des Deutschen abzeichnete, machte den beiden Hundefängern

Angst. Mit vorwurfsvollem Unterton begannen sie, auf ihn einzureden. Zur Überraschung aller schien Heinrich sie nun sogar zu verstehen. Er antwortete mit kurzen, unbeholfen und fremd klingenden Worten, welche von den Hundefängern aber ebenfalls verstanden wurden.

Heinrich wurde schlecht. Obwohl er noch kein Frühstück gehabt hatte, erbrach er sich mit kalkweißem Gesicht. Am ganzen Körper zitternd und von kaltem Schweiß bedeckt brach er zusammen.

Michael Berger stand mit Rosa und den beiden Damen im Garten der »Casa Gentrich« und begutachtete den Galgenbaum, an dem sich die Señora erhängt hatte. Carmen kam wenige Minuten später dazu, in der Hand hielt sie die Ermittlungsakte. Nachdem sie die beiden immer noch weinenden Frauen in die Küche geschickt hatte, um Getränke zu holen, öffnete Carmen den Ordner.

»Meine Herren«, entfuhr es Berger, »das sind aber keine Fotos fürs Familienalbum. Die Dame hing wohl schon etwas länger.«

»Etwa zehn Tage«, wusste Carmen zu berichten. »Die Rechtsmediziner sind sich absolut sicher, dass es sich um Selbstmord handelte.«

»Und beim Vater?«

»Da ist die Todesursache ebenfalls klar. Er hatte bei einem Telefonat mit der Mutter angegeben, in etwas hineingetreten zu sein, als er in seinen Arbeitsstiefel schlüpfte. Es war das letzte Mal, dass sie mit ihm sprach. Weil Frau Gentrich drei Tage später noch immer nichts von ihrem Mann gehört hatte, alarmierte sie uns von Deutschland aus.«

»Ach ja.« Berger nickte. »Die lebten ja getrennt.«

»Man fand ihn tot im Bett, eine tote Trichternetzspinne in seiner Stiefelspitze und mehrere andere Exemplare in speziellen Terrarien für Spinnen in seinem Arbeitszimmer. Da war der Fall

für uns klar. Er hat hochgiftige Tiere unsachgemäß gehalten, sonst hätte keine der Spinnen entkommen können. Die Kollegen wussten, wonach sie beim Tox Screen suchen mussten, und wurden auch fündig.«

»Verstehe. Und was hat seine Gattin in ihrem Abschiedsbrief geschrieben?«

Carmen schlug die betreffende Seite in der Akte auf. »Dass ihr finanziell alles über den Kopf wachsen würde, vor allem jetzt, da sich die Lebensversicherung wegen Fahrlässigkeit zu zahlen weigere. Wir haben den Brief auf dem Schreibtisch im Haus gefunden.«

»Was war das für eine Police, auf die sie sich bezieht?«

»Die war gemischt. Zu drei Vierteln eine Risiko-Lebensversicherung, im Erlebensfall ein Viertel. Würde er noch leben, hätte Herr Gentrich in knapp drei Wochen zweihundertfünfzigtausend Euro ausgezahlt bekommen.«

Berger knabberte an seiner Unterlippe. »Und seine Frau, hätte er sich beim Kopfsprung in den Pool das Genick gebrochen, eine Million.«

Carmen lachte zynisch auf. »Wenn ein Kopfsprung in das flache Ding nicht auch als fahrlässig erachtet werden würde.«

Für den Residente war die Sache klar. »Dass die nichts auszahlen, wenn der mit so einem hochgiftigen Viehzeug hantiert, ist logisch. Das hätte er bei der Versicherung anmelden müssen und wäre dann durch die horrenden Beiträge ein armer Mann geworden.«

Die beiden Damen servierten eiskalten Zitrontee auf der Terrasse.

»Nun, Herr Berger«, fragte Frau Gentrich, »haben Sie sich ein Bild machen können?«

»Ja, leider.« Sie setzten sich alle um den Gartentisch herum. »Nach Lage der Dinge ist die Versicherung im Recht. Der Tod Ihres Vaters ist auf Fahrlässigkeit zurückzuführen, und Ihre Mutter hat sich leider selbst aufgeknapft. Das Gutachten der Rechtsmedizin lässt da keinen Zweifel.«

»Aber mein Vater«, flehte Frau Gentrich nun fast, »wäre nie

auf die Idee gekommen, Spinnen zu halten, schon gar keine giftigen. Er hatte eine Spinnenphobie. Ich habe ein Gutachten seines deutschen Psychiaters.«

»Wann war er denn bei ihm in Behandlung?«

»Das war, bevor er sich die Finca hier gekauft hat, vor ungefähr fünfzehn Jahren.«

Carmen sah sie nachdenklich an. »Nach so langer Zeit ist es vermutlich nicht ausgeschlossen, dass Ihr Vater diese Phobie überwunden hatte. Schauen Sie doch mal in das Regal rechts über dem Schreibtisch. Da finden Sie sogar Fachliteratur über Spinnen.«

Der Tochter des Hauses schossen schon wieder Tränen in die Augen. »Ausschließen kann man gar nichts, da haben Sie recht.«

Die kurze Pause, die entstand, nutzten alle, um einen Schluck zu trinken.

»Aber bei meinem Vater wurden weder giftige Tiere noch andere Risikofaktoren gefunden«, schimpfte nun Frau Meinigen, »und seine Versicherung zahlt ebenfalls nicht.«

Carmen bewies eine Engelsgeduld. »Bei Ihrem Vater, Frau Meinigen, wurde vom Hausarzt ein schwerer Diabetes diagnostiziert. Wir haben alles bei ihm vorgefunden, was darauf schließen lässt, dass er seine Krankheit schon längere Zeit zu Hause selbst behandelt hat. Spritzen, ein Blutzuckerdiagnosegerät, seinen Diabetikerpass und und und. Ihr Vater war krank, Frau Meinigen, sein Blutzucker ist entgleist, und daran ist er gestorben. Er würde vielleicht noch leben, wenn er mit jemandem zusammengewohnt hätte, der seine Bewusstlosigkeit hätte bemerken können. Und dass er seine Krankheit nicht der Lebensversicherung gemeldet hat, ist ein klarer Verstoß gegen die Bedingungen des Vertrags. Auch in Ihrem Fall verweigert man die Auszahlung leider zu Recht.«

»Er hat mir gegenüber aber nie auch nur ein Sterbenswörtchen über seinen angeblichen Diabetes verloren.« Jetzt flossen auch bei Frau Meinigen wieder Tränen. »Warum soll er mir so eine schwere Krankheit verschweigen? Außerdem war er

geradezu schokoladensüchtig. Er hat sich von Schokoriegeln ernährt. Als Diabetiker hätte er doch nie so leben können.«

Nun mischte sich Berger ein. »Weil Sie ihm sicher die Hölle heißgemacht hätten mit seiner Schokosucht. So war er bis zu seinem Tod ein unabhängiger Mann. Sie sagten mir vorhin selbst, er habe sich nach dem Tod seiner zweiten Frau gern als mallorquinischer ›Lonesome Cowboy‹ in der unendlichen Prärie gesehen. Auch Ihr Vater wollte in seinen Stiefeln sterben, und das ist ihm durch seine Verschwiegenheit gelungen.«

Über die Gesichter der beiden Damen huschte ein Lächeln.

»Das haben Sie aber schön gesagt«, meinte Frau Meinigen seufzend. »Nichtsdestotrotz habe ich keine Ahnung, wovon ich die letzten Raten für dieses Haus bezahlen soll.«

»Und ich«, verkündete Frau Gentrich ihr Leid, »weiß nicht einmal, wie ich die Überführungs- und Beerdigungskosten meiner Mutter aufbringen soll.«

»Da habe ich für Sie beide nur einen Rat«, sagte Carmen und schloss die Ermittlungsakte. »Veräußern Sie Ihr Erbe und lösen Sie von dem Geld die Hypotheken aus. Etwas anderes wird Ihnen kaum übrig bleiben.«

Schlagartig war es bei der Blondin mit der Rührseligkeit vorbei. »Moment. Das kann es doch wohl nicht gewesen sein. Wir haben uns an Sie gewandt, damit Sie die Wahrheit ans Tageslicht bringen.«

»Die Wahrheit ist aber nicht nur das«, entgegnete Berger, »was Sie als solche akzeptieren. Unser Urteil können wir zumindest mit Fakten belegen. Sie hingegen haben nichts weiter als Ihr Bauchgefühl. Kommen Sie mit mehr, meine Damen, dann ermitteln wir weiter.«

Carsten Heinrich setzte sich auf seiner fahrbaren Krankentrage in der Notaufnahme des Klinikums von Palma auf, schwang die Beine zur Seite und ließ sie baumeln. Er sah sich um. »Wo sind eigentlich die Kinder?«

»Die sitzen in der Kantine. Da gibt es Chips, und es läuft sogar Fernsehen. Fast so wie in einer ganz normalen spanischen Kneipe.«

Er nickte zufrieden. »Dann sind sie ja optimal versorgt, wie ihr Vater.«

Seine Frau Ramona erhob sich von ihrem Stuhl, den ihr die Schwester neben die Trage gestellt hatte.

»Carsten, du sollst doch liegen bleiben.«

»Warum? Mir geht es gut.«

»So gut, dass du mit einem Notarztwagen hier eingeliefert werden musstest.«

»Du hast doch gehört, was der Arzt zur Schwester gesagt hat: ›Rufen Sie die Station noch nicht an, der kann mit Sicherheit wieder nach Hause.«

Sie schüttelte besorgt den Kopf. »Liebling, der Arzt hat mit der Schwester gesprochen, aber davon war kein Wort Deutsch.«

Er vergrub sein Gesicht in den Händen. »Das macht mir ja solche Angst.«

»Was?«

»Dass ich das auf einmal verstehe.«

»Du verstehst Mallorquin?«

Er nickte verstört. »Irgendwie ja, also nicht jedes Wort, aber dann doch irgendwie alles.«

Ramona streichelte ihm beruhigend über den Rücken. »Vielleicht haben die ja gar kein Mallorquin miteinander geredet.«

»Ach nein? Hast du denn etwas verstanden?«

»Nein, Deutsch war das nicht.«

Er wurde ungeduldig. »Du meinst also, dass zwei Mallorquiner einem Deutschen einen Gefallen tun wollen und sich miteinander auf Kisuaheli unterhalten, damit er etwas versteht?«

»Nun rede doch keinen Blödsinn. Warum sollten sie? Aber genauso könnte man fragen, aus welchem Grund du plötzlich Mallorquin verstehen solltest. Das ist doch irrwitzig.«

»Das denke ich auch, und genau das ist es ja, was mir Angst macht. Irrwitzig kommt von irre. Kann man von einer Sekunde

auf die andere einen weichen Keks bekommen, nur weil zwei Kerle einen Köter erschlagen haben?« Er hatte den Satz kaum ausgesprochen, da wurde er schlagartig weiß wie eine Wand. Erneut überzog kalter Schweiß seinen gesamten Körper, und er griff wie ein Seekranker nach der Reling nach der Hand seiner Frau. »Jetzt fängt der Scheiß schon wieder an.«

Ramona Heinrich rief um Hilfe, und eine Schwester sprang herbei. Sie bat ihn, sich wieder hinzulegen, aber er sträubte sich.

»Nein«, jammerte er, »ich will nicht liegen, ich habe Angst.«

»Sie brauchen keine Angst zu haben, Sie sind hier in Sicherheit«, entgegnete sie. Dann sah sie ihn an und stutzte. »Woher können Sie Mallorquin, Señor Heinrich? Sie sind doch Deutscher?«

Er nickte. »Ja, ich bin Deutscher, und ich kann gar kein Mallorquin.«

Die Schwester fühlte sich verhöhnepiepelt. »Und warum sprechen Sie es dann?«

Tränen schossen ihm in die Augen. »Ich weiß es doch nicht.«

»Schwester«, mischte sich seine Frau vorsichtig ein, »was reden Sie da?«

Die Schwester drehte sich zu ihr um. »Was meinen Sie?«, fragte sie auf Deutsch.

»Auf welcher Sprache haben Sie sich eben mit meinem Mann unterhalten?«

»Auf Mallorquin.«

»Aber er kann kein Mallorquin, wie oft sollen wir das noch sagen? Er ist zum ersten Mal auf dieser Insel, und bis gestern wussten wir noch nicht einmal, dass hier etwas anderes gesprochen wird als Spanisch.«

Ein Mann betrat den Raum. »Señor Heinrich, Señora Heinrich, mein Name ist Dr. Jordi Armengol, ich bin der diensthabende Oberarzt dieser Unfallambulanz«, beschied er sie ohne Umschweife in fast akzentfreiem Deutsch.

Nun war es Ramona Heinrich, die sichtlich blass wurde, und mit einem überraschten Seufzen ließ sie sich auf ihren Stuhl

fallen. »Ich werde verrückt. Jetzt verstehe ich plötzlich auch Mallorquin.«

Die Schwester und Dr. Armengol warfen sich vielsagende Blicke zu. Das blieb Carsten Heinrich nicht verborgen.

»Ich spreche Ihre Sprache«, sagte er in einem sehr schlechten, aber dennoch verständlichen Mallorquin.

Der Arzt kratzte sich am Kopf. »Und das können Sie, seit Sie mitansehen mussten, wie ein tollwütiger Hund erschlagen wurde?«

Heinrich nickte.

»Also, ich habe mal als Kind zusehen müssen, wie mein Großvater einen ganzen Wurf unserer Katze getötet hat«, erzählte Dr. Armengol. »Danach hatte ich allerdings immer noch ein Ungenügend in Deutsch. Ihre Sprache habe ich erst beim Studium in Heidelberg richtig gelernt.« Als er mit seiner Äußerung keinen Lacher ernten konnte, fuhr er fort: »Señor Heinrich, hätten Sie etwas dagegen, wenn ich unseren Neurologen hinzuziehe? Der ist außerdem Psychiater, und vielleicht fällt ihm zu diesem Thema etwas ein.«

»Mein Mann ist doch nicht irre«, protestierte Ramona Heinrich. »Das dulde ich nicht.«

»Lass es es, Schatz.« Ihr Mann legte seine Hand behutsam auf ihren Oberarm. »Ich will, dass ein Fachmann kommt.«

»Und was ist, wenn der sagt, dass du irre bist?«

»Dann weiß ich es wenigstens aus berufenem Munde.«

Als Berger und Carmen von ihrer Ermittlungsfahrt zurück waren und das Büro der Policía Nacional betraten, wartete Bella, die schöne Dobermannhündin, voller Ungeduld auf ihr Frauchen. Sie saß noch immer genau auf dem Platz, den Carmen ihr durch einen kleinen Fingerzeig zugewiesen hatte. Während sie das Tier kräftig für seinen Gehorsam lobte, hörten sie hinter sich ein Räuspern.

»Comisaria Lucas?«

Berger und sie drehten sich um. »Ja, bitte?«

»Entschuldigen Sie die Störung.« Der Mann, der neben der Tür auf einem Stuhl gesessen hatte, wirkte verlegen. »Man sagte mir, dass Sie bald eintreffen würden, und ich war so frei, hier auf Sie zu warten.«

»Mit wem haben wir die Ehre?« Carmen musterte den fast hageren Mann von Kopf bis Fuß. Dass er Geld hatte, sah man an der dicken Breitling an seinem Handgelenk, und dass er über keinen Geschmack verfügte, an der Zusammenstellung seiner teuren, aber scheußlichen Kleidung. Er sah aus wie ein Zuhälter auf Urlaub.

»Roger Stickel ist mein Name, und ich würde mich gern mit einem sehr delikaten Problem an Sie wenden.«

Berger hob die Hand. »Wenn Sie ein dienstliches Problem haben, bin ich raus, da ich gar nicht bei der Polizei bin.«

»Auch gut, Señor«, kam prompt die Antwort. »Mir wurde sowieso die Comisaria empfohlen.«

Carmen fühlte sich geschmeichelt. »Von wem und für was?«

»Von Ihren Kollegen bei der Guardia Civil. Dort hieß es, dass Sie sich auf Mordfälle verstehen.«

»Das ist eine Fähigkeit, die man sich für jegliche Mordkommission angeeignet haben sollte.« Sie lächelte ihn an. »Damit ich mich aber auch für Sie verantwortlich fühlen kann, bedarf es einer Grundvoraussetzung, die Ihnen fehlt.«

Stickel wurde hellhörig. »Welche?«

»Sie sollten tot sein, um mein Interesse für Ihre Person zu wecken.«

Er lächelte traurig. »Da ich es bald sein werde, meine Dame, betrachten Sie dies bitte als ein Bewerbungsgespräch.«

Mit der Antwort hatte sie nicht gerechnet. »Dafür sehen Sie aber noch recht frisch aus. Was wurde bei Ihnen diagnostiziert?«

»Geld und Gesundheit. Auf Ersteres war meine Frau scharf.«

Carmen schwieg verdutzt. »Und was sagt sie zu Ihrem Vorwurf?«

»Gar nichts. Sie ist tot.«

»Okay«, sagte Carmen nachdrücklich. »Ich denke, Sie sollten

Herrn Berger doch in die Sache einbinden. Ich habe zwar die Dienstmarke, er aber hat das Näschen für schräge Fälle.«

Da der Cortado außerhalb erheblich besser schmeckte als der, den der Kaffeeautomat in Carmens Büro ausspuckte, hatten sie sich dazu entschlossen, sich mit Herrn Stickel in eine kleine Bar an der Ronda zu setzen. Sie nahmen im Schankraum Platz, dort mussten sie sich stimmlich nicht gegen den Lärm der viel befahrenen Umgehungsstraße durchsetzen.

Während Berger drei Cortados orderte, kam Carmen gleich zur Sache. »Ihre Annahme, dass Ihre Frau Sie töten will, ist für sich genommen schon starker Tobak. Dass sie das aber auch noch vom Jenseits aus erledigen will, macht das Ganze für mich absolut kurios.«

Stickel nickte. »Ich habe auch eine ganze Weile gebraucht, bis ich es begriffen hatte.«

»Fangen Sie bitte ganz vorn an«, forderte Berger ihn auf, »und lassen Sie sich dabei Zeit. Um Ihre Geschichte beurteilen zu können, kommt es allem Anschein nach auf jedes Detail an.«

»Gern.« Stickel besann sich. »Im Nachhinein betrachtet war unsere Ehe ein einziger Irrtum, jedenfalls von meiner Seite aus, aber ich liebte sie und sie sich auch. Sich und niemand anderen. Ich wünschte mir Kinder, sie wollte keine, weil sie davon einen schlaffen Körper bekommen würde. Ich liebe klassische Musik, sie wollte jung bleiben und rannte jede Nacht mit ihren Teenie-Freundinnen von Disco zu Disco. Ich wollte ihre Liebe und sie mein Geld. Wir beide taten alles, um unser jeweiliges Ziel zu erreichen. Von ihrem Plan, mich ermorden zu lassen, habe ich allerdings erst nach ihrem Tod erfahren.«

Carmen schrieb eifrig alles mit. »Woran ist sie gestorben?«

Stickel lachte sarkastisch auf. »Das, was sie mir die letzten Jahre an den Hals gewünscht hatte, ist letztendlich bei ihr eingetreten: Sie wurde beim Scheißen vom Blitz getroffen.«

Berger sah ihn ungläubig an. »Wie muss ich mir das vorstellen? Sie saß auf dem Donnerbalken, und der liebe Gott schickte eine Gewitterwolke und ließ es blitzen?«

»Nein, ganz so wörtlich ist es dann doch nicht zu nehmen. Der Schlag hat sie getroffen – oder, wie in der Rechtsmedizin festgestellt wurde, die Ruptur eines zerebralen Aneurysmas. Die Haushälterin hat sie tot auf dem Klo gefunden, als ich auf Dienstreise war.« Der Witwer lächelte jetzt übers ganze Gesicht. »Dass mit dem Donnerbalken wäre aber ein Abgang gewesen, der ihr gerecht geworden wäre. Sie hat ironischerweise endlich einmal das bekommen, was mir bestimmt war. Sie wollte immer nur eines, nämlich Geld, mir flog es nur so zu. Sie hungerte ihr ganzes Leben, um Kleidergröße vierzig tragen zu können, ich musste futtern wie ein Scheunendrescher, damit ich die sechzig Kilo nicht unterschritt. Das war wohl irgendwann zu viel für sie, und sie begann mich dafür zu hassen.«

Berger beobachtete den Mann genau, um auch nicht die aller kleinste Regung in dessen Gesicht zu verpassen. »Eine Scheidung kam nicht in Frage?«

»Ich habe es meiner Frau angeboten, aber ihre finanziellen Forderungen waren so astronomisch, dass für mich nichts mehr übrig geblieben wäre.«

Carmen sah auf. »Der Richter hätte doch aber von ganz allein für eine angemessene Abfindung Ihrer Frau gesorgt, oder nicht?«

»Nein. Wir hatten einen Ehevertrag, der sie nur dann üppig ausgestattet hätte, wenn ich mir einen Seitensprung oder gar ein ständiges Verhältnis geleistet hätte.«

Berger wurde hellhörig. »Und, haben Sie?«

»Sie hat mir nie was nachweisen können.«

»Hat sie es versucht?«

»Ständig. Was ich über die Jahre allein für die Dienste von Privatdetektiven ausgegeben habe, hätte Sie, Señor Berger, reich gemacht. Sie hat mich auf einem Fest bei obskuren Freundinnen sogar mal mit K.-o.-Tropfen außer Gefecht setzen lassen und mir zwei nackte Damen ins Bett gelegt, die sich oral mit mir beschäftigten, damit ein Fotograf es ablichten konnte. Als ich wieder wach war und mich seltsam fühlte, bin ich ins Krankenhaus und habe denen von meinem Knock-out erzählt.

Eine Blutanalyse belegte, dass mir Benzodiazepin in den Drink gemischt worden war. Von dieser Untersuchung wusste sie natürlich nichts, und als sie mir mit den Worten ›Das ist dein Ruin‹ die Fotos unter die Nase hielt, zückte ich als Antwort den Krankenhausbericht.«

Carmen zeigte Mitgefühl. »Hat Sie das alles nicht traurig gemacht?«

Stickel schwieg für einen kurzen Moment, und sein Blick verwässerte etwas. »Erst ja, dann hat sich das aber gegeben. Als sie mir das Bild mit den beiden wirklich ausgesprochen ansehnlichen jungen Damen zeigte, bedauerte ich eigentlich nur noch meine Bewusstlosigkeit.« Er grinste anzüglich. »Ich scheine da wirklich etwas verpasst zu haben.«

Den Kredit, den sich der Mann bei Carmen mit seinem bisherigen Bericht erworben hatte, verspielte er mit dieser Äußerung gleich wieder. Berger hätte das Foto zu gern gesehen, schwieg aber lieber, denn die junge Polizistin schien seine Gedanken zu erahnen, wie er in ihrem angesäuerten Blick lesen konnte.

»Okay.« Sie klopfte mit dem Kuli nachdenklich auf den Schreibblock vor sich. »So weit zur Vorgeschichte. Wie kommen Sie nun aber darauf, dass Ihre Gattin Sie umbringen lassen will?«

»Ich habe gegen ihren testamentarischen Willen ihr Tagebuch nicht verbrannt, sondern es gelesen. Erst hielt ich das, was sie darin geschrieben hatte, für einen dummen Scherz, doch dann fielen mir die einhundertfünfzigtausend Euro wieder ein, die ich ihr vor nicht allzu langer Zeit für ihren Bruder gegeben hatte. Er hat MS, und es standen wohl Umbauten an seinem Haus an. Bei ihm ist das Geld aber nie angekommen, und er hatte auch nicht um finanzielle Hilfe gebeten. Also habe ich mit Hilfe eines befreundeten Bankers nachforschen lassen. Das Geld ist in zehn kleinen Tranchen an die ›Scotiabank‹ auf den Bahamas gegangen. Von dort wurde es an ein Geldhaus in der Dominikanischen Republik überwiesen, und dann verliert sich die Spur. Ich habe den Internetexperten meiner ehemaligen

Firma die gelöschten Dateien auf Margits Computer wieder sichtbar machen lassen. So fand ich heraus, dass sie sich im Web digital mit einer Agentur auseinandergesetzt hat, deren Job es ist, Bestellmorde auszuführen. Im Kleingedruckten liegt nun mein Dilemma: Einmal gegebene Aufträge können nicht storniert werden, da die Verbindung nach Eingang des Geldes unwiederbringlich gekappt wird.«

Berger glaubte kein Wort davon. »Mit Verlaub, mein Herr, so etwas gibt es nicht. Das erkennen Sie daran, dass Sie noch leben.«

»Das Jahr, innerhalb dessen ich sterben soll, ist noch nicht vorbei.«

»Sei's drum.« Carmen klappte ihren Block zu. »Haben Sie das belastende Material dabei?« Wie Berger rechnete sie fest mit einer Ausrede.

»Ja. Sowohl den Rechner als auch das Tagebuch. Vielleicht können Ihre Experten mehr damit anfangen als die meinen und einen verbindlichen Absender ausmachen. Es wird ja auch in Ihrem Interesse sein, dieser Art von Geschäftsidee entgegenzutreten, oder?«